



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Litteratur

Die Entstehung des deutschen Städtewesens. Eine Zeitschrift von Rudolf Sohm, Professor in Leipzig. Leipzig, Dunder und Humblot, 1890

Der Titel dieser Schrift ist eigentlich falsch; der Verfasser handelt darin ausschließlich vom Stadtrecht, das doch nur einen von den Bestandteilen des Städtewesens bildet. Im Anschluß an v. Below (Zur Entstehung der deutschen Stadtverfassung) und Mloys Schulte (Über Reichenauer Städtegründungen) gelangt er zu folgendem Ergebnis. Aus dem Marktrecht ist das Stadtrecht hervorgegangen. Das Marktrecht, und zwar das Marktrecht allein, hat dem Stadtrecht seinen Ursprung und seinen eigentümlichen Inhalt gegeben. Die Stadtgründung in Radolfzell (die von Schulte und Sohm als Typus angesehen wird) vollzieht sich durch Marktgründung. Der Markt hat sein bestimmtes örtliches Gebiet. Für dies Gebiet besteht ein besonderes Marktgericht und ein besonderes Marktrecht. Den Markt sichert ein Friede. Im Marktgericht urteilen Kaufleute, und zwar nicht bloß unter sich, sondern auch über Fremde, nicht bloß über Handelsfachen, sondern auch über Grundbesitz und peinliche Sachen. Das Gebiet des Marktgerichts (Weichbild) deckt sich weder mit den Immunitätsgrenzen (für den kirchlichen Grundbesitz) noch mit den Gemarkungsgrenzen. So wenig die Immunitätsprivilegien, ebenso wenig sind die alten Gemeindeverbände für die unmittelbare Grundlage der städtischen Entwicklung zu erachten. Das Stadtrecht oder Weichbildrecht ist das Recht des Kreuzes. Das Kreuz ist Marktzeichen. So lange das Kreuz aufgerichtet ist, dauert der Markt. Die Stadt besitzt das Recht, ständig ein Kreuz zu haben. Auf den Märkten des platten Landes steht das Kreuz nur vorübergehend, so lange der Markt dauert. Damit ist die rechtliche Unterscheidung zwischen Stadt und Land gegeben. Kreuz, Fahne, Hut, Handschuh, Schwert sind des Königs Leibzeichen; sie bedeuten, daß der König anwesend ist. Mit dem christlichen Kreuz hat das Stadtkreuz nichts zu thun. Als man in späterer, nach geschmackvollerer Form gehender Zeit Handschuhe, Schwert und Schild nicht mehr ans Kreuz hängen wollte, wurde aus diesem die Rolandssäule. Der Name Roland ward dem Ritter gegeben, weil es Karls des Großen Schwert ist, das er trägt. Das Sinnbild bedeutet, daß der König am Orte weilt; daß dort der königliche Burgfrieden, das königliche Burgrecht herrscht; jede Stadt ist eine Burg des Königs. Durch das Marktkreuz ist die Stadt für den König in Besitz genommen. Die Immunität, das befreite Gut des Königs, der Kirche, ist von der öffentlichen Gerichtsverfassung grundsätzlich nicht ausgenommen. Nur daß die Vollstreckung des öffentlichen Gerichtsurteils gegen den Hinterlassen der Mitwirkung seitens (überflüssiges Wort!) der gefreiten Gutsverwaltung bedarf. Ein besonderes Gericht, ein besonderes Recht. Die Bedeutung der stadtgerichtlichen Rechtsprechung und Rechtserzeugung beruht im wesentlichen in drei Stücken. Einmal in der Entfaltung des peinlichen Weichbildstrafrechts. Sodann in der Beseitigung der Geburtsstandesunterschiede für die Stadtverfassung. Drittens in der Erzeugung eines Handels- und Verkehrsrechts.

Sollte nicht dieses dritte das erste gewesen sein? Und ist nicht am Ende das mächtige Köln, von dem Nitzsch mit seiner Untersuchung ausgeht, ein besserer Typus als das armselige Radolfzell? Es scheint doch zu weit zu gehen, wenn

Sohm behauptet, durch die neuern Untersuchungen „sei die ältere Ansicht von Mijsch, die die städtische Entwicklung aus dem Hofrecht abzuleiten sich bemühte, endgiltig beseitigt worden.“ Auch Sohm leugnet nicht, daß neben dem neuen Marktrecht das alte Hofrecht in vielen Städten noch eine Zeit lang fortbestand, und auch Mijsch hat gebührend hervorgehoben, wie die allmähliche Befreiung der Kaufleute vom Hofrecht und die Erwerbung eines eignen Markrechtes das städtische Wesen der spätern Zeit begründet. Ebenso gut könnte man sagen, die Hypothese Maurers sei endgiltig beseitigt, nach der die deutsche Stadt ursprünglich nur ein ummauertes Dorf, die Stadtgemeinde eine Marktgemeinde und das Stadtrecht ein Marktgemeinderecht war. Aber auch damit wäre zu viel behauptet, denn Sohm selbst gesteht Spuren der alten Gemeindeverfassung in einigen Städten zu. Es wird also wohl bei der Kompromißansicht bleiben, die in neuerer Zeit ziemlich allgemein geworden ist und nach der jede der drei Hypothesen über die Entstehung der Stadtgemeinden sich auf ein wirklich vorhandenes Element stützt, das aber eben nur eines unter mehreren war. Die Macht und Bedeutung der seit Karl dem Großen herrschenden Idee, daß alles Recht in der Person des Königs verkörpert sei, soll nicht bestritten werden. Aber gerade den für die städtische Entwicklung so wichtigen Seestädten des deutschen Nordens galt ebenso wie den freien Bauernschaften in der Schweiz und an der Nordsee der geheiligte Name des Königs, der später hinter dem kaiserlichen zurücktrat, nur als ein Vorwand und Schirm, hinter dem sie sich der Herrschaft des Landesherrn erwehren und zu republikanischer Selbständigkeit entwickeln konnten. Immerhin sind Wert und Tragweite der Idee des Königtums, die mit erstaunlicher Lebenskraft nach einem Jahrhunderte langen Schattendasein seit Friedrich dem Großen wieder volle frische Wirklichkeit gewonnen hat, nicht zu unterschätzen, und so können wir, wenn auch mit einigem Vorbehalt, schon in den Satz einstimmen, mit dem Sohm seine gründliche und anziehende Untersuchung schließt: „Nicht das Hofrecht, noch das römische Recht, dem noch Savigny die Erzeugung der deutschen Stadtverfassung beimessen zu müssen meinte, sondern allein das Antsrecht des germanischen Königtums hat machtvoll als sein lebenskräftigstes, noch heute blühendes Erzeugnis der deutschen und der ganzen abendländischen Entwicklung das deutsche Bürgertum geschenkt.“

Adam Smith, der Begründer der modernen Nationalökonomie, sein Leben und seine Schriften. Von Dr. Karl Walcker, Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig. Berlin, Otto Liebmann, 1890

Die hergebrachten Vorstellungen über Smiths Leben, sagt der Verfasser, enthalten zahlreiche Irrtümer; durch die Arbeiten von Delatour und Halbane fand er sich zu einer neuen Durchsicht der Litteratur über Smith veranlaßt, und das Ergebnis dieser mühevollen Arbeit legt er in diesem kleinen, in zwei Kapitel abgeteilten Buche vor. Das zweite Kapitel beginnt mit der Zurückweisung der Ansicht Buckles, „Smith habe in seiner Theory of Moral Sentiments alles ebenso einseitig auf die sympathy zurückgeführt, wie in seinem Wealth of Nations auf das selfinterest. Ein so unwissenschaftliches und pedantisches Verfahren lag dem großen Schotten fern.“ So gar unwissenschaftlich würde das Verfahren doch wohl nicht sein. Buckle sieht im Gegenteil darin den höchsten Triumph der wissenschaftlichen Abstraktion; indem Smith die Wirkungen der Selbstsucht und die des Mitgefühls von einander gesondert darstellte, habe er es so gemacht wie der Anatom, der das Nervensystem und das Gefäßsystem gesondert darstellt, obwohl keines von beiden in der Natur gesondert vorkommt. Walcker entwickelt die Ideen Smiths, indem er

Stellen aus den beiden Hauptwerken, die sich also doch auch nach seiner Ansicht gegenseitig ergänzen, mit einander verbindet; aus dem ersten sehr unbekanntem wünschte man bei dieser Gelegenheit etwas mehr zu erfahren, als Walker mitteilt. Bei dem geringen Umfange der Schrift muß die Darstellung des weitfichtigen Stoffes trotz großer Knappheit der Form aphoristisch bleiben. Das Verständnis wird noch durch die Gewohnheit des Verfassers erschwert, bei jedem Punkte alle die Gelehrten anzuführen, die die eine oder die andre Ansicht darüber vertreten. Diese zahlreichen Namen bekunden zwar die große Belesenheit und Gründlichkeit des Verfassers, stören aber den Leser mehr, als sie ihm nützen. Als dankenswerter Beitrag zur Kenntnis Smiths verdient die Schrift empfohlen zu werden.

Neue Marksteine. Erzählende Dichtungen von Adolf Pichler. Leipzig, N. G. Liebeskind, 1890

Diese Gedichte üben ihren Reiz weniger durch die in ihnen sich offenbarende Kunst des Erzählers als durch die eigenartige Persönlichkeit, die jeder Zeile ihr eigentümliches Gepräge ausdrückt.

Pichler ist einer jener Menschen, die der Widerspruch mit besondrer Kraft anzieht, die ihr Hauptvergnügen darin finden, der Gegensätze voll zu erscheinen, obwohl sie sie in einer für den Tieferblickenden erkennbaren höheren Einheit aufzuheben wissen. Hinter dem meisten, was Adolf Pichler sagt und thut, steckt der Humorist, nur daß sein Humor sich nie in schallendem Gelächter entläßt, sondern in knappen Epigrammen ironisch auszulassen pflegt.

Pichler vereinigt in sich merkwürdige Gegensätze. Einmal ist er ein Mann der Naturwissenschaft; anfänglich Arzt, wurde er dann Professor der Geologie und Mineralogie an der Innsbrucker Universität, was er noch jetzt ist, und er ist stolz auf seine naturwissenschaftliche Bildung; mit Vorliebe schildert er sich selbst, wie er in den heimischen Tiroler Bergen oder in den nördlichen Apenninen Gesteine abklopfend umherwandert. Aber aufzugehen in der Gesteinkunde ist seine Sache nicht. Wenn er so in den Bergen mit dem Mineralogenhammer herumklettert, so ist sein Gemüt noch mehr empfänglich für die Erhabenheit der Natur, und sein Auge verfolgt mit der Teilnahme des Dichters und des Ethnographen die Sitten und Schicksale der Menschen. Neben den naturwissenschaftlichen hat Pichler von Jugend auf humanistische und schöngeistige Studien betrieben, und wenn er sich auf der einen Seite über die Schwärmer lustig macht, die im Blauen nach dem abstrakten Ideal des rein Menschlichen herumsuchen, statt fest im Volkstum zu wurzeln, so sind auf der andern Seite die Darwinianer, die rohen Materialisten, die nichts anerkennen, was sie nicht greifen können, ihm noch widerwärtiger. Er hält zu keiner Partei, kennt aber alle Parteien, da er ein unermüdlicher Bücherwurm ist bei all seiner Bergsteigerei.

Ein anderer solcher Gegensatz ist der der Religion. Ausdrücklich bekennt sich Pichler als absoluter Skeptiker, d. h. als einen Menschen, der nicht glaubt, daß unsre Erkenntnis jemals die Rätsel des Daseins durchdringen werde. Dieser Skeptizismus ist die Wurzel seines Spottes, der sich gegen alle und gegen alles richtet; aber seinen Idealismus zu entwurzeln war er nicht imstande, vielmehr hat er ihn wieder auf eine über die Parteien erhobene Warte gestellt, von wo aus er teilnehmend alles verfolgt, was den Stempel echter Menschenliebe an sich trägt. Darum ist es nur folgerichtig, daß er seine Dichtung „Der Zegler Franz,“ die das Bekenntnis des absoluten Zweifels enthält, mit dem Bilde des Tiroler Seelenhirten schließt, der mitten durch Sturm und Wetter einen einsam

und hoch gelegenen Bauernhof aufsucht, um einer mit dem Tode ringenden Seele die letzten Tröstungen der Religion zu gewähren. Oder er gestaltet ein ideales Mannesbild, den Fra Serafico, der in der Felsenwildnis der Apenninen einsam und entsagend als Mönch im Dienste der armen Bergbewohner lebt, die ihn, ihren Leib- und Seelenarzt, so verwildert und roh sie sind, mit Recht geradezu als einen Heiligen verehren. Oder er vertieft sich in die christliche Legende und gestaltet in wirklich reiner Poesie das Bild des ewigen Juden, der in seinem nüchternen Sinn ohne Liebe den Opfertod des Heilands für diese nichtsnutzige Menschheit schlechtweg nicht begreifen kann. Und um das Äußerste an Unparteilichkeit zu leisten, zeichnet er, nachdem er den Juden hie und da einen spöttischen Seitenhieb versetzt hat, die Gestalt einer schönen Jüdin, die auf absonderlichem Wege dahinkommt, einen Tiroler Bauer glücklich zu machen.

Ebenso macht er es in politischen, in nationalen Dingen. Den Tiroler betont er in seinen Dichtungen fast bis zur Geschmacklosigkeit. Er spricht seine Sprache mit tirolischen Worten und mit einer Menge von Anspielungen auf lokale Menschen, Zustände, Sitten, Ereignisse, und zwar dermaßen, daß der Dichter seine eignen Gedichte kommentiren muß, was doch nicht mehr schön ist. Er treibt sein Tirolertum so weit, daß er an denselben Strange wie die einheimischen Kirchthürmler zieht, die den Fremdenzufluß mit scheelen Augen sehen, ihre Berge durch den Tritt der Berliner entweiht fühlen. Und doch ist dieser selbe Tiroler Dichter ein begeisterter Verehrer Bismarcks, er erinnert an den Schmerz darüber, daß 1870 die Tiroler ihre trefflichen Kugeln nicht auch gegen die Franzosen schicken durften, er sehnt sich nach der Einheit mit dem auferstandenen Reich, brummt über die Zustände in Oesterreich, und wenn er dort bis über die Ohren im Tirolertum zu stecken scheint, so zeigt er hier, daß seine Bildung univiersell ist, daß Pindar und Dante, Byron und Goethe die Gefährten seiner Einsamkeit sind.

Ebenso humoristisch widerspruchsvoll ist auch Pichlers Verhältnis zu den Frauen. Er findet schöne, reine, heitere und sehnüchtige Töne zu ihrem Preise; aber auch boshaft neckische, satirisch strafende; er kennt das liebend dienende, aber auch das keisende Weib, das dem Manne auf Erden eine Hölle bereitet.

An allen diesen Widersprüchen hat Pichler, der gar nichts naïv, alles mit Bewußtsein, ja geradezu mit dem undichterischen Bewußtsein der Selbstbespiegelung thut, seinen Hauptspass. Da es uns hier nicht so sehr ums Beurteilen, als ums Abbilden zu thun ist, so urteilen wir auch nicht darüber.

Zuweilen ist es, als wenn Pichler den Geist des Tiroler Schnaderhüpfels in seiner Poesie auf höherm künstlerischen Boden hätte ausbilden wollen. Seine Verse verbergen das Gefühl hinter allerlei Bosheit und Spitzfindigkeit, atmen eine unverwüßliche Freude an Kampf und Streit und zanken selbst, wo sie der Liebe Ausdruck geben wollen. Es scheint der Tiroler Volksseele eine gewisse Sprödigkeit anzuhafnen, die sich scheut, zarten Gefühlen unmittelbar Ausdruck zu geben, die lieber grob als sentimental erscheint. So macht es Pichler. Mitten in einem Hymnus auf Pindar ein grobes Wort einzustreuen, das ist sein Stil, und die Verachtung, die er vor der zeitgenössischen Litteratur zur Schau trägt, läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Und doch läßt ihn das Papier nicht los, doch knittert es zuweilen recht trocken durch seine Verse! Darum ist ihr Gesamteindruck, den man nach dem Zuklappen des in zierlichem Elzevir gedruckten Buches behält, der, daß man keinen Erzähler, sondern ein Original kennen gelernt hat, noch dazu: ein einfaches Original! Es ist begreiflich, daß ein Mensch, der zu keiner Partei hält, der über die Gegensätze hinausstrebt, auch von keiner Partei

im alltäglichen Leben verstanden wird, und hier hat man auch die Ursache der großen Liebe zu suchen, die Pichler dem großen Florentiner Dante weihet. Der Gestalt dieses Mannes fühlt er sich wahlverwandt, und darum ist auch das Gedicht „Dante in Ravenna“ das rührendste und schönste Stück des Buches. In der Einsamkeit aber hat sich Pichler die Liebe zum Volke und die Liebe zur Heimat, die Begeisterung für die Kunst und die Empfänglichkeit für die erhabene Natur seiner Heimat bewahrt. Darum schließt sein Buch mit dem schönen Gedichte „Das letzte Lied der Lerche,“ das wir noch hierher setzen wollen.

Verschwimmt im Osten der Morgenstern?
Ist trüb meines Auges Licht?
Noch einmal regt' ich die Schwinge gern,
Die schon das Alter zerbricht.

Du steigst mir, Sonne, zum letztenmal
Aus feurigem Morgenrot:
Ich will mich wärmen an deinem Strahl,
Dann lasse mich der Tod.

So manche Hymnen sang ich dir
Laut schmetternd hinaus in die Luft —
Bald trifft mich sterbend der Abend hier,
Die Nacht weint auf die Gruft.

Und wenn das Grün zum Golde reift,
Zur Ernte der Schnitter geht —
Oh noch die Sichel die Aehre streift
Bin ich zu Staube verweht.

Dann fällt die Chane, fällt der Mohn
Als Todesopfer der Flur;
Ich lebte so viele Lenze schon —
Die Blume blüht einen nur.

So flute der Jahreszeiten Strom
Im Wechsel stets auf und ab,
So wölbe sich ewig des Himmels Dom
Auf meinem bescheidenen Grab!

Und wenn mein Lied auf Erden schweigt —
Sie bleibt ja nicht stumm und tot;
Denn eine andere Lerche steigt
Und jubelt im Morgenrot.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig